

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 20 (1930)
Heft: 43

Artikel: Ein Parkpavillon bei Bern
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645387>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

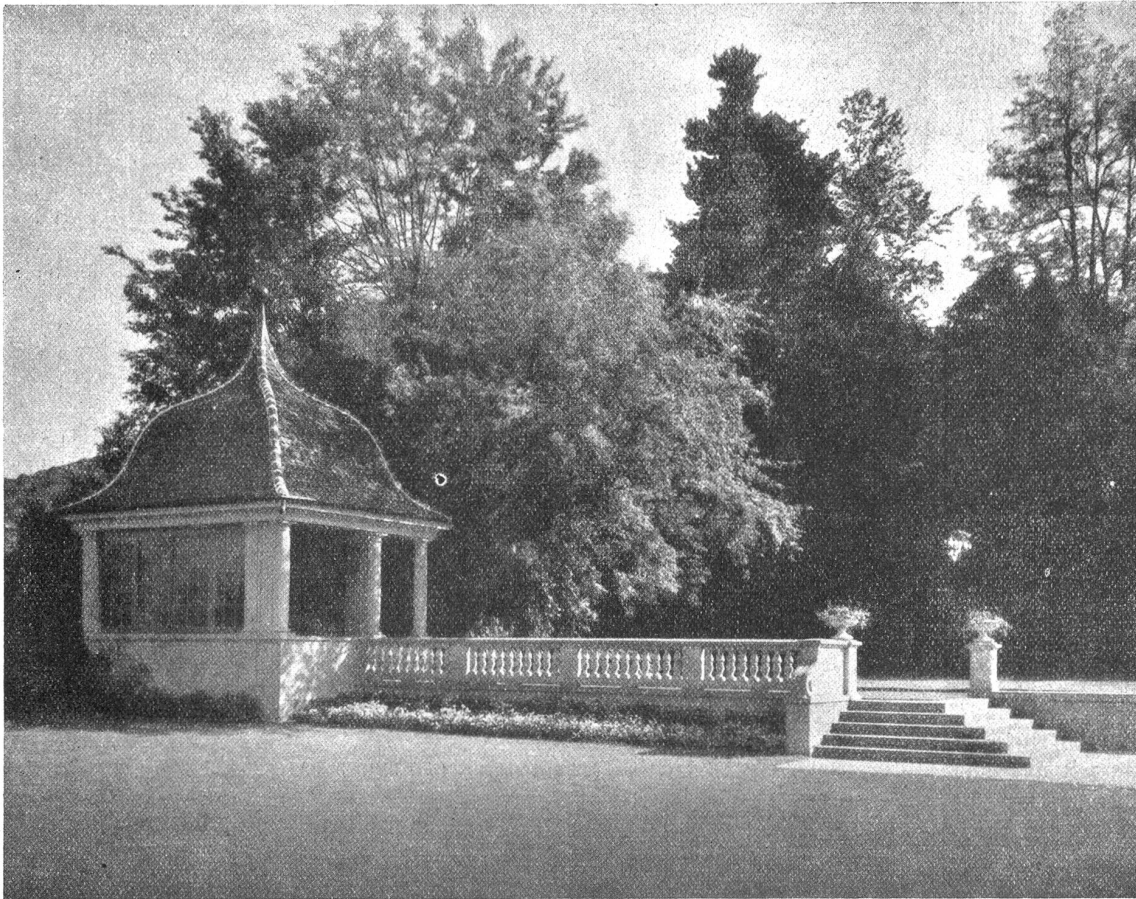
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Pavillon im Garten eines Berner Landhauses. — Entwurf von Th. Schärer's Sohn & Cie., Bern. Phot. Franz Henn, Bern.

In meiner Vaterstadt angekommen, erhielt ich schon mit der nächsten Dampfschiffpost einen Brief von Simujah:

„Ich weiß nicht, ob Du Dich so nach mir sehnst, wie ich nach Dir. Allein mein Leiden soll Dich nicht bestimmen, auch nur einen Tag früher aufzubrechen und Deinen Urlaub, der Dich kräftigen und wieder mit der Heimat verbinden soll, abzukürzen.“

Ich begreife es, daß Du Deine Seen und Berge, und die Menschen, unter denen Du aufgewachsen bist und Deine Seele stark geworden ist, gerade so nötig hast wie ich die Nähe des Urwaldes, der Palmen und derer, welche in meiner Sprache zu mir reden, die mich täglich laut und leise mit tausend vertrauten Bildern umrauscht. Ein Glück für mich, daß auch Du sie sprichst: Aber ich empfind es schmerzlich und empfinde es immer wieder, daß mir die Kenntnis der Deinigen mangelt; denn ich komme Deinem Geiste, der sich ja doch in der Sprache offenbart, nie ganz nahe, so wenig als sich Dir der innerste Kern meines Wesens je ganz enthüllt, weil Deine Kenntnis unserer Sprache keine Kindheit gehabt hat. Darum soll Diethelm unser Mittler sein und die Muttersprache von meinen Lippen lernen, sie aus meinem Herzen nehmen und in das Deinige versenken. Dann kommt vielleicht der Tag, da wir uns ganz begreifen und kein Mißverständnis mehr unsere Seelen trübt, daß sie wie die Sanku im Dunkel aneinander vorbeigehen.

Vielleicht hab ich Dir manchmal weh getan, weil Dir mein Schweigen nichts sagte, was unter Gatten nicht vorkommen sollte. „Liebes Herz!“ Dieses süße Wort ver-

steh ich ganz; drum sag es noch einmal und zürne mir nicht!“

Diese Stelle gab mir zu denken, und als ich mir Rechenschaft über mein Zusammenleben mit Simujah ablegte, kam ich zu dem Ergebnis, daß ich wohl oft im Drang der Geschäfte zu wenig auf ihr Gefühlsleben, dessen Hüterin doch die Frau sein soll, geachtet und daher manches Miß- und Unverständnis selber verschuldet hatte. So glaubte ich ihr aus der Ferne, die mir endlich eine geistige Sammlung und seelische Rückschau erlaubte,

näherzukommen als je zuvor, als mich in einem späteren Brief eine Bemerkung stutzig machte, und aus den innigsten Hoffnungen herausriß: „Ich sehe es mit jedem Tage deutlicher: Mein Tondi wird sich hier erfüllen; das Deine aber wirst Du in Deiner Heimat an der Seite einer Frau erleben, welche die Sprache Deiner Kindheit spricht. Mein letztes und tiefstes Glück wird es dann sein, wenn ich Dich für die Rückkehr in Deine Heimat und für Dein ganzes zukünftiges Geschick freigemacht habe. Allah will es so.“

Was war geschehen? Welch seltsame Gedankengänge! Hatte sie aus meinen harmlosen Berichten über das Zusammensein mit Verwandten und befreundeten Jungfrauen schlimme Ahnungen geschöpft? War sie sich einer gewissen Unebenbürtigkeit bewußt geworden?

(Fortsetzung folgt.)

Ein Parkpavillon bei Bern.

Ein Garten ist erst dann wohnlich, wenn Wege ihn durchziehen, Bänke mit Tischen zum Sitzen auffordern, Lauben und Pavillons zum längeren Verweilen einladen. Je inniger sich derartige Eingriffe des Menschen dem Stil, den Bäumen, Pflanzen und Blumen des Gartens einordnen, desto besser erreichen sie ihren Zweck, den Gartenbesuchern zu möglichstem Genuß der gepflegten Natur zu verhelfen.

Der neue Pavillon im Park eines alten Berner Landhauses, den wir hier in Bildern zeigen, erfüllt diese Voraussetzungen aufs beste. In seiner Gestaltung paßt er sich dem nahen Hause an, steht weit sichtbar am Rand einer Terrasse und ist, wie deren Balustrade, in Sandstein ausgeführt, von reizvoll geschwungener Haube überdeckt. Kup-

ferne Känel und Ablaufrohre und ein Schiebefenster in dunkler Natur-eiche vereinigen sich mit dem Grau des Steins und dem satten Braun der Ziegel zu einem auch farbig ungemein harmonischen Bilde, das sich in heiterer Eleganz vom tiefen Grün mächtiger Baumgruppen abhebt. Das Innere des Gartenhauses, das sich loggiaartig nach der Terrasse öffnet, ist ganz besonders köstlich. Die Wände sind über niederem Sockel mit alten Landschaftsmalereien bedeckt; davor stehen ländliche und doch komfortable Möbel im Regencestil: Tisch, Kanapee und Fauteuils uni grün gestrichen, Kommode und



Blick in den Gartenpavillon eines Berner Landhauses. — Entwurf und Ausführung durch Th. Schärer's Sohn & Cie., Bern. Phot. Franz Henn, Bern.

Konsole bunt gefast und teilweise vergoldet. Das Ganze ist ein heller, liebenswürdiger und wohnlicher Raum voll stiller Romantik, am Abend, durch indirekte Beleuchtung erhellt, der festliche Mittelpunkt galanter Gesellschaft, dunkler Baumgänge und mondbleicher Parkwiesen. Und wer die Schönheiten des Gartens erlauschen, wer ihrer müde sich sammeln will, auch er wird hier Erfüllung finden.

(„Das ideale Heim.“)

Aus alten Zeiten.

Skizze von Edgar Chappuis.

Franz Ludwig Combaz klappte im Bureau des Handelshauses Zeller das Hauptbuch zu, wischte sorgfältig die Feder am Lappen ab und erhob sich, froh des vollbrachten Tageswerkes. Es war Samstag mittag und bis am Montag morgen konnte er ausspannen und war für ganze eineinhalb Tage ein richtiger Mensch und nicht bloß eine Maschine, der Teil eines Ganzen, der dahin gehen muß, wie es befohlen wird.

Um ihn herum standen die Angestellten der Firma, schwatzten und lachten, verabredeten noch gemeinsam zu unternehmende Ausflüge für den kommenden Feiertag und schlüpfen dann in ihre Wintermäntel, denn draußen war es bitterkalt.

Franz Ludwig grüßte freundlich nach allen Seiten. Er war unter den vielen, die da mit ihm Tag aus und ein im gleichen Raume um das tägliche Brot arbeiteten, ein Einsamer geblieben, ein Unverständener, der seine eigenen Wege ging. Einer sehr guten, alten Bürgerfamilie angehörig, hatte er frühzeitig beide Eltern verloren und das Einzige, das ihm aus der großen Vergangenheit geblieben war, bestand aus einem stilreinen, reich eingelegten Sekretär, den er seit wenigen Tagen zu Hause in seinem Dachkammer-

lein wie seinen Augapfel behütete, und aus seinem Familienstolz, den ihm auch die Mühsalen des Alltags und die ärmlichen Verhältnisse, in welchen er leben mußte, nicht hatte rauben können. So hieß es denn immer und überall, der Franz Ludwig Combaz sei ein stolzer, ein eingebildeter Mensch, der sich besser fühle als die andern. Dabei war Franz Ludwig der schlichteste und bescheidenste Mann, den man sich denken konnte. Nur das lärmende und prozige Wesen der modernen Menschen unseres Geschlechtes, das Emporkommen anderer Volksschichten, die keine alte Tradition besaßen und statt der Herzensbildung nur einen gutgepöckelten Geldbeutel und unsäglichen Ehrgeiz mitbrachten, wobei sie die Welt aus den Angeln reißen wollten und allem Altherwürdigen Fehde ansetzten, widerten ihn an, so daß er still und zurückgezogen für sich lebte und keine Freundschaft unter Andersgesinnten wünschte.

Franz Ludwig stand in Hut und Mantel vor dem Portal des Handelshauses und stülpte sich den Kragen hoch. Dennoch fror ihn durch das schäbige und abgenutzte Tuch jämmerlich. Aber die Sonne schien hell und froh am Winterhimmel, daß er beschloß, vor dem Mittagessen noch einen kleinen Abstecher über die Schanze vor der Stadt zu machen und sich dabei warmzulaufen.

Eilig dahinschreitend, war er bald aus dem Gedränge. Zu seinen Füßen breitete sich die alte Stadt mit ihren Erkern, Türmen und Befestigungen, aus denen ihre große Vergangenheit sprach. Damals waren noch lebenswerte Zeiten gewesen, als die edlen Damen und Ritter durch die schmalen, winkligen Gassen gewandelt waren! Sittsamkeit im Blick und Anstand und Wohlerzogenheit in jeder Bewegung. Heutzutage dagegen war alles aufgeblasenheit. Ein jeder fühlte sich, sobald einige Münzen in seiner Tasche klinkerten und dabei herrschte schauerhafte Liebedienerei um sich höheren Ortes angenehm zu machen und